

Farhad Showghi: Die große Entfernung

Urs Engeler Editor, Basel 2008.

Worte an ein Hiersein

(bu) Was liegt nahe? Die Sinneswahrnehmung und zuvor noch der eigene Körper: Auge und Ohr, Hand und Fuß. Wie aber konstituiert sich daraus eine Wirklichkeit, eine für das Individuum verbindliche Welt? „Welcher Name kann mir einen Anfang machen?“ fragt das Ich im ersten Teil von Farhad Showghis Band „Die große Entfernung“; ahnend, dass ohne eine – vielleicht willkürliche – Setzung kein Anfang zu machen ist. Ein möglicher Ansatz ist die Erinnerung, die wiederum in Sprache gewandet ist – welche Sprache aber ist das?

Es sind die philosophischen Fragen nach Wahrnehmung und Wirklichkeit, die Showghi umtreiben, ohne dabei allerdings der Konvention beziehungsweise Tradition anheim zu fallen. So bedient sich dieses Ich zwar der Wörter, doch nur bedingt ihren althergebrachten Bedeutungen. Jene reziproke Evokation, das sich gegenseitige Wachrufen von Gegenstand und Begriff, wie von den Strukturalisten vor knapp hundert Jahren definiert, stellt sich in Showghis lyrischer Prosa nur zögerlich ein. Der Maßstab, der die Wirklichkeitskoordinaten eines Individuums, wörtlich bestimmen soll – eines Ichs, das sich irgendwo in einem Zimmer befindet, zuweilen aus dem Fenster schaut oder dann in die eigene Erinnerung abtaucht –, ist noch nicht festgelegt: „Mit geringem Aufwand können jetzt solche wie ich im Zimmer riesige Fehler machen.“

Der 1961 in Prag geborene Autor, der in Hamburg lebt und dort als Psychiater arbeitet, hat seinem neuen Band ein Motto von Gennadij Ajgi vorangestellt: „Ganz aus ‚seele‘ bestand der begriff ‚hier‘.“ So schwierig jenes Hier, dem sich das Ich in konzentrischen Kreisen annähert, anzugeben ist, so unmöglich scheint die Identifikation mit einer Seele, jedenfalls mit sprachlichen Mitteln. Showghis Ansatz ist nur auf den ersten Blick ein solipsistischer: Die wahrgenommene Welt ist keinesfalls gegeben, sie entzieht sich dem Individuum permanent, lässt sich nicht festhalten – das Zugleich von Wahrnehmen, Fühlen und Denken ist auf Dauer nicht zu behaupten.

Das Hiersein, wie es das Individuum in seinem Zimmer erfährt, ist immer gebunden an ein Gewesensein; diese Bewusstsein etabliert Showghi über den Spracherwerb, seine Geschichte: Begriffe wie zum Beispiel „Ohr“ finden zunächst ihren Niederschlag in der arabischen, dann in der tschechischen und erst dann in der deutschen Sprache. Und eigentlich setzt Showghi noch früher an: Denn Worte sind wie die Bewegungen einer Hand – genau genommen – geformte Luft. Die Anverwandlung von Wirklichkeit, auch wenn das Auge das Foto des Vaters wahrnimmt, ist immer auch rückwärts gewandt; das Hier wird zum (unerreichbaren) Ideal: „Wie beginnst du nun klarer aus der Haustür zu treten, wenn du dabei einen Apfel isst, den Schlüsselbund noch in seine Klänge schwingst und wirklich etwas zu tun bekommst mit dem Abstand zur Umgebung. Beide Enden des Abstands in verschiedenen Stärken wiedergegeben: Du ein Ende, und die Umgebung eins aus lauter Enden, teils herumgeschoben, teils an Ort und Stelle, wo. z.B. eine Waldtaube sitzt.“

Dieser Abstand – „Die große Entfernung“ – gilt es auszuloten, um der Wirklichkeit oder dem, was wir Existenz nennen, ein wenig näher zu kommen. So vorsichtig der Protagonist Fuß vor Fuß setzt, so bedacht setzt Showghi ein Wort vor das andere, beschreibt so ein intellektuelles und auch sinnliches Abenteuer, das aber nicht auf einen ungestörten Lesefluss setzt, sondern im Gegenteil das Stolpern zelebriert, das Mitdenken und Neusehen des Lesers mit jeden Satz herausfordert – und belohnt.